Blätter für Scherz und Ernst.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

№ 27. Sonntag den 2. April. 1854.

Die Verlobung.

Eine elsäßische Geschichte.

Fanny Seyfried war von frühe auf eine Waise gewesen; die Mutter, welche gestorben war, als sie einem zweiten Kinde das Leben gab, hatte Fanny kaum gekannt; sie konnte sich kaum noch dämmernd ihrer Züge erinnern, und Fanny's Vater war bei Waterloo geblieben, wo es ihm glücklicherweise erspart blieb, den Sturz seines Kaisers noch zu erleben, unter dem er sechszehn Jahre lang mit Ruhm und Glück gefochten und sich zum Oberstlieutenant emporgearbeitet hatte. Als die Nachricht vom Tode des Oberstlieutenants nach Straßburg gelangte, war Fanny provisorisch im Hause ihrer Tante, und blieb nun in der Pflege der Schwester ihres Vaters, theils weil sich unter den hinterlassenen Papieren des Oberstlieutenants ein Brief an seine Schwester gefunden hatte, worin er diese dringend bat, sich seiner Tochter anzunehmen, falls ihn im bevorstehenden, verzweiflungsvollen Kampfe um Sein und Nichtsein seines Kaisers der Tod ereilen würde. Zu dieser Bitte bestimmte Herrn Seyfried sicher mehr die Nothwendigkeit als die freie Wahl, denn Madame Walther war eine muntre, lebhafte, vergnügungssüchtige Weltdame, von welcher kaum zu erwarten war, daß sie jemals sich mit sonderlicher Hingebung der Erziehung ihrer Nichte annehmen werde. Madame Walther nahm die dreijährige Fanny also für immer zu sich, zwar nicht ungerne, aber ohne alle Neigung. Wäre Fanny arm gewesen, so hätte die Tante sie vielleicht für eine Bürde angesehen; da aber der Oberstlieutenant ein hübsches Vermögen hinterlassen hatte, so mußte später, wenn Fanny erwachsen war, das Ansehen der Vormünderin einer reichen Erbin der gefallsüchtigen Frau einen neuen Einfluß in der Gesellschaft sichern. Und da Madame Walther selbst keine Töchter hatte, welchen Fanny's Schönheit oder Reichthum dereinst hinderlich sein konnte, so hatte die Tante im Stillen ihre große Freude daran, daß Fanny im Lauf der Jahre Reize genug entwickelte, um den Neid der Cousinen zu erregen, wenn sie deren gehabt, oder eine gute Partie zu machen, falls sie dessen bedurft hätte. Allein die Vorzüge der äußern Erscheinung waren es nicht allein welche Fanny zu einem liebenswürdigen Mädchen machten, sondern sie besaß noch Geist, Anmuth, Gemüthlichkeit, unverwüstlichen Frohsinn und eine sorgfältige Bildung, welche sie mehr sich selbst und ihrem Wissensdrange, als dem Einflusse der Tante verdankte. Auch Fehler hatte Fanny natürlicherweise, wie jeder Mensch sie hat: sie wollte namentlich allzugerne bewundert werden, — ein Fehler, den sie von der Tante geerbt und in der Pension noch verstärkt hatte, wo Schönheit und Reichthum, zumal wenn sie sich in Einer Person vereinigen, leider gewöhnlich nur allzusehr durch Beifall und Schmeichelei verhätschelt werden. So lange Fanny's Bewunderer nur ihre berechnenden Lehrerinnen und schwärmerischen Mitschülerinnen waren, lag eben kein sonderlicher Grund zu Befürchtungen vor; allein Fanny war nachgerade in das Alter gekommen, wo sie in das gesellige Leben eintreten, wo sie in die „Welt" eingeführt werden sollte, und diesem Augenblick sah sie selbst mit ungemeiner Spannung entgegen.

Fanny war zwanzig Jahre alt, eine schöne, schlanke Brünette von wahrhaft königlichen Wuchs und Anstand. Krankheiten ihrer Tante Walther, welche dieselbe schon seit einigen Jahren veranlaßt hatten, theils in kleinen Bädern, theils auf dem Lande zu leben, waren Schuld gewesen, daß Fanny nicht früher in der großen Welt erschienen war. Die wunderthätigen Wasser von Rippoldsau hatten Tantchen Walther übrigens soweit hergestellt, daß sie entschlossen war, den Winter in Straßburg zu verleben und dort ihre Nichte in die Gesellschaft einzuführen. Eine geschmackvolle Wohnung war bald gefunden, und eines Abends zogen Tante und Nichte sammt dem kleinen hagern Onkelchen, der übrigens stets die reine Null im Hauswesen war, in die äußerst eleganten Räume ein, und Fanny träumte nichts als Bälle, Concerte, Theater, Anbeter und Bewunderer. Am andern Morgen, als Tante und Nichte allein beisammen saßen, hob Madame Walther, an: „Liebe Fanny, ich darf Dir nun, wo Du bald von Männern umschwärmt werden wirst, einen Wunsch Deines Vaters bezüglich Deiner Verheirathung nicht länger vorenthalten. Dein Vater hat nämlich sozusagen schon eine Wahl für Dich getroffen!"

„Ist's möglich, Tantchen?" rief Fanny überrascht. „Das finde ich sehr seltsam!"

„Jenun, ich auch, liebes Kind," erwiderte Madame Walther, „und ich möchte sogar sagen, daß es sehr unklug war, denn derartige Pläne nehmen selten ein gutes Ende!"

„Pläne?" fragte Fanny; „hat er denn einen förmlichen Plan mit mir gehabt?"

„Höre mich an, mein Kind! Du weißt, in welchem vertrauten Verhältnisse Dein Vater sein Lebenlang zu einem seiner Kameraden stand, den er wie einen Bruder behandelte...."

„Du meinst den General d'Estève, — ich verstehe. ihr habt mir ja schon genug davon erzählt...."

„Nun ja, eben dieser General Estève nun hat einen Sohn, welcher seiner Zeit als Volontär in Deines Vaters Bataillon trat, an seiner Seite focht und unter ihm seine Epauletten verdiente. Dein Vater gewann den jungen Mann so lieb, daß er ihm gleichsam ein zweiter Vater war, und ein unbedingtes Vertrauen in seinen Charakter setzte. Richard nun...."

„Ist es, den ich heiratheu soll — nicht wahr? das ist des Vaters Plan?" rief Fanny.

„Ja — vorausgesetzt, daß Ihr Beide Gefallen an einander findet; Zwang soll dabei nicht ausgeübt werden!"

Fanny besann sich eine Weile, dann sagte sie fest und leidenschaftlich: „Aus dieser Heirath kann nun und nimmermehr etwas werden, liebe Tante! ich werde mich niemals dazu hergeben, einer derartigen Verfügung zu gehorchen, denn ich müßte einen Mann hassen, welcher mir in einer solchen falschen Stellung gegenüberträte!"

„Ich kann Deine Ansicht nicht mißbilligen, liebes Kind; aber es war Deines Vaters Wunsch und meine Pflicht, daß ich Dir dieß mittheilen sollte, und ich habe daher nur gethan, was ich nicht lassen durfte. Uebrigens soll Richard d'Estève ein sehr achtbarer Mann und einnehmender tapferer Offizier sein!"

„Er scheint aber glücklicherweise keinen sonderlichen Werth auf den Wunsch meines Vaters zu legen, Tantchen,

denn er hat sich noch nicht die Mühe genommen, meine Bekanntschaft zu suchen; oder weiß er am Ende auch nicht um den Plan?"

„O ja, er weiß es, allein er ist seit Jahren mit seinem Regiment im Auslande; er ging mit General Maison's Armee nach Griechenland, und steht jetzt in Algier. Indeß hat er sich seither aus Absicht und Grundsatz fern gehalten, denn ich weiß aus dem Munde seines Vaters, des Generals, daß Richard's Herz noch frei ist, daß er es aber nicht über sich gewinnen kann, mit den Ansprüchen, welche ihm die Zusage Deines Vaters gibt, Dir in den Weg zu treten, oder Deine Neigung zu gewinnen, bevor Du nicht einigermaßen auch die Welt kennen gelernt habest. Er will sich Dir unbefangen nähern und Deine Hand seiner eigenen Werbung und Deiner Liebe, nicht Deines Vaters Vermächtniß verdanken!"

„Das ist ehrenhaft und edel von ihm!" sagte Fanny, unwillkürlich interessirt von dem Charakter ihres Verlobten. „Und was weißt Du sonst von ihm, Tantchen?"

„Nicht eben viel. Er ist nun Major und dekorirt, steht mit seinem Regiment, wie gesagt, in Afrika, und wird demnächst mit demselben abgelöst werden. Sein Vater, welcher vor Kurzem als kommandirender General hieher versetzt worden ist, lobt ihn über die Maaßen, und dem General scheint viel an der Heirath zu liegen. Die Estève's sind von gutem Adel und haben einen Theil ihrer Güter von Ludwig XVIII. wieder erhalten; aber der General hat nur wenig erhalten, weil er als guter Bonapartist nicht sehr bei Hofe beliebt war; da hat er wenigstens das Stammgut seiner Väter käuflich wieder an sich gebracht, wenn auch mit großen Schulden, und ich vermuthe beinahe, daß Dein Vater nur darum in die Heirath gewilligt hat, weil er dadurch den Sohn seines Freundes zum wohlhabenden Mann machen wollte!"

„So soll ich alsbald das schmeichelhafte Bewußtsein haben, daß man mich nur um meines Vermögens willen heirathet?" rief Fanny. „Nein, Tantchen, ich fürchte aus diesem Plane wird nichts werden, und es wäre mir lieber, Du hättest mir nichts davon gesagt! — Ich wünsche nichts aufrichtiger, als daß mir der Major d'Estève die Mühe erspart, ihm einen Korb zu geben, und ich bitte Dich, liebe Tante, ihn lieber darauf vorzubereiten, wenn er jemals Gelegenheit sucht, sich uns zu nähern!"

„Das geht nicht an, mein Kind; das wäre unschicklich. Auch dünkt es mich thöricht, das zu thun, bevor Du ihn gesehen hast. Vielleicht würde er Dir doch gefallen, wenn Du ihm begegnetest!"

„Niemals, ich würde einen Mann, der mir unter solchen Umständen gegenüberträte, abscheulich finden, und wenn er ein Engel wäre!" rief Fanny.

In dieses Vorurtheil verbiß sie sich ordentlich, und nahm sich hartnäckig vor, ihr Herz gegen den Major und dessen etwaige Vorzüge mit Stahl zu wappnen. Fanny verlebte einen vergnügten Winter. Sie ward mit Beifall und Bewunderung aufgenommen, man huldigte ihr in allen Kreisen, wo sie erschien — am Ende der Wintersaison hatte sie mindestens ein halbes Dutzend Körbe ausgetheilt, denn unter allen Bewerbern war ihr bisher noch keiner gut genug gewesen; auch hatte sie ihre Freiheit nicht so schnell über Bord werfen wollen.

Bald nach Anfang der Fasten wurden Tante Walther und ihr Gatte aber genöthigt, in Familien-Angelegenheiten eine Reise nach Rußland zu machen; es war weder rathsam noch wünschenswerth, daß Fanny sie begleite, und so traf man denn die Abrede, daß diese bis zur Rückkehr der Tante bei einigen entfernten Verwandten auf dem Lande Besuche machen sollte, weil Fanny sich nicht entschließen konnte, ein Obdach im Hause des General d'Estève, welches dieser ihr angeboten hatte, anzunehmen.

Die erste Familie, bei welcher sie sich einige Wochen zum Besuch aufhalten sollte, war die eines sehr wohlhabenden Grundbesitzers in den Vogesen in der Nähe von Markirch (Ste Marie-aux-Mines). Herr Dommin und seine Frau waren vortreffliche Leute, allein zum Unstern für die lebhafte Fanny, ganz entsetzlich langweilig, und die wenigen Nachbarn, mit welchen sie in Verkehr standen, waren wo möglich noch weniger unterhaltend. Es gab weder Bälle noch Abendgesellschaften, um die junge Schöne in einiger Aufregung zu erhalten, nur hie und da eine schleppende Spazierfahrt von einer oder mehren Stunden zu einem langweiligen Diner oder einer Abendgesellschaft, worin nur medisirt oder Karten gespielt wurde, war ein armseliger Ersatz für die Freuden des geselligen Lebens einer größern Stadt, welche Fanny kaum kennen gelernt hatte.

Fanny war nicht ohne gesellige Talente und Hülfsquellen, besaß namentlich eine tüchtige musikalische Bildung, eine angenehme Stimme und trefflichen Vortrag. Aber sie wollte derartige Vorzüge auch anerkannt wissen. Auf der „Schmelz," wie das Gut des Herrn Dommin hieß, hatte Niemand Interesse für Musik, Niemand hörte ihr zu, und ihre ausgesuchteste Toilette bewunderte Niemand als Fanny's Mädchen. Fanny fühlte sich höchst unbefriedigt, hatte dieses Leben dicksatt und sann schon auf irgend einen Vorwand, um diesen Aufenthalt zu verlassen, als der Familienkreis ganz unvermuthet einen willkommenen Zuwachs erhielt in dem Sohn des Hauses, dem Lieutenant Victor Dommin, welcher eben aus Afrika zurückkehrte. Sein Regiment war abgelöst worden und sollte nach einer Garnisonsstadt im östlichen Frankreich verlegt werden; Victor war als Quatiermacher und Commissär vorausgereist, hatte seine Geschäfte rasch erledigt und bis zur Ankunft des Regiments Urlaub genommen, um seine Eltern wiederzusehen. Victor war ein schmucker Soldat, gebräunt von der Sonne Afrika's, gestählt im Feldlager, mit Beweisen seiner Bravour auf dem Angesicht, von lebhaftem Temperament, und Fanny lebte ordentlich wieder auf, als sie zum Mittagsmahle herunterkam und dem schönen Offizier vorgestellt wurde. Nun hatte sie doch Jemand, welchem sie vorsingen, für welchen sie Toilette machen konnte, und obschon des jungen Lieutenants Unterhaltung um kein Haar anders war, als bei den meisten seiner Standesgenossen, so mußte sie doch Fanny überaus witzig und geistvoll erscheinen im Verhältniß zu der seiner Verwandten. Im Reich der Blinden ist ja der Einäugige König. Des Lieutenants Erlebnisse im Felde waren natürlich für Fanny interessanter, als die häuslichen Angelegenheiten und Fraubasereien seiner Eltern, und seine Schilderung eines Kabylengefechts, einer Löwenjagd anziehender, als die kleinen Jagdabenteuer des Herrn Dominique Dommin auf dem Schnepfenstrich oder seine Erzählungen von den Kosacken und Preußen Anno 1813—1815. Dem Lieutenant war natürlich Fanny's Anwesenheit ebenso willkommen, denn für sie konnte er seine beste Uniform anziehen, seinen Bart pflegen, sein Pferd tummeln; in ihr fand er eine Zuhörerin für seine besten Geschichten, die ihn nicht in gleicher Münze bezahlte, wie sein Vater, und ihre schönen hellen Augen schienen ihm stets noch heller zu strahlen, wenn ihrer Beider Blicke sich begegneten, und ihre süßen Lippen schmollten, so oft er davon sprach, daß er einem Freunde in Dijon einen Besuch zugesagt, den er nun abstatten müsse.

Unter solchen Umständen konnte es gar nicht anders kommen, als daß der junge Mann sich in Fanny verliebte, — daß er sie so sehr liebgewann, als er nur Jemand außer sich selbst lieben konnte; und seine zärtlichen Eltern, welche mit der Wahl des Sohnes in hohem Grade zufrieden waren, bestärkten ihn noch darin, daß er die Theilnahme der jungen Dame für seine Persönlichkeit sich zu Nutz mache. Sie sahen in Fanny ein so gute Partie für ihren Victor, daß sie sich nicht enthalten konnten, eines Tages in Fanny's Gegenwart eine ziemlich derbe Anspielung hierauf zu machen. Allein gerade dieser Scherz machte das Mädchen stutzig: mit einem Manne scherzen, lieben, um seine Bewunderung buhlen — und ihn lieben und heirathen, das ist wesentlich zweierlei. Zum Erstern war Victor Dommin gut genug; zum Zweiten aber paßte er, wenigstens in Fanny's Augen,

nicht. Trotz ihrer kleinen Schwächen war nämlich Fanny zu gescheidt, um nicht zu bemerken, daß der Lieutenant ein Hohlkopf und soldatischer Geck war, und keineswegs ein Mann, an dessen Seite sie einst die Jahre des Verstandes, wenn diese kämen, hätte verleben mögen. Vorerst hatte sie überhaupt keinen andern Wunsch als den, alle Genüsse mitzunehmen, welche ihr bei ihrer Schönheit, Jugend und ihrem Reichthum mit Ehren zugänglich waren. Der Scherz der Eltern hatte ihr die Augen geöffnet, und es erfolgte die gewöhnliche Wirkung dieser Art von Erwachens aus einer solchen unwürdigen Laune, — denn es war nicht einmal eine Neigung gewesen: das flüchtige Gefallen, das sie an dem jungen Mann gefunden, verwandelte sich in Abneigung, und die Aufmerksamkeiten welche Victor ihr zollte, wurden ihr verhaßt. Diesem neuen Gemüthszustande gemäß beschloß sie nun ihr Betragen zu ändern, um so rasch wie möglich jenen irrigen Eindruck bei der Familie zu widerlegen; sie traf deshalb mittlerweile im Stillen alle Vorkehrungen, um ihren Besuch bei Dommin's abzukürzen und benachrichtigte einstweilen Madame Gasqui, in deren Hause sie den Rest der Abwesenheit der Tante Walther verbringen sollte, von ihrer bevorstehenden Ankunft. Trotzdem entging sie aber Dem nicht, was sie fürchtete. Victor's Urlaub neigte sich zum Ende, und am Vorabend seiner Abreise brach er, von den Eltern begünstigt, eine Gelegenheit vom Zaune, um Fanny seine Liebe zu gestehen und um ihre Hand zu werben. (Fortsetzung folgt.)

Das alte Haus und seine Bewohner.

Wir schellen an der kleinen Pforte, die nach dem Domplatz zu H.... hinaus gehend, sich dicht an einen offenen Bogengang anschließt. Unmittelbar danach wird von einer alten Magd geöffnet. Die Alte trägt einen grau grünen wollenen Rock, ein ebensolches Kamisol, mit kurzen Aermeln, die ein paar hagre sehnige Arme mit ziemlich knochigen Fäusten sehen lassen. Sie hat ein hell kattunenes sehr saubres Tuch umgesteckt, dessen Zipfel unter der darüber gebundenen schneeweißen, fleckenlosen Leinwandschürze, versteckt sind. Ihr graues Haar ist kurz und glatt hinter die Ohren gestrichen; sie hat die nationale Doppmütze als Kopfbedeckung, deren Deckel bei ihr von schlichter Seide, sonst auch mit Perlen oder Goldstickerei geziert ist. Um den Dopp herum liegt ein breites maigrünes Atlasband, das sich im Nacken in einen Büschel Schleifen endigt; die langen Bänder unter dem Halse sind sorgfältig auf den Rücken gelegt um sie zu schonen. Der einfache Anzug ist solid, sogar kostbar, wenigstens kostspielig. Das helle Band bildet einen wunderlichen Kontrast zu dem faltigen Gesichte der Alten, aus dem aber ein paar lustige Augen hervorblitzen. Sie führt uns durch eine Thür rechts auf der Hausflur, an den sich die Küche anschließt, und kaum haben wir unsern Wunsch den Herrn Rendanten zu sprechen geäußert, als sie schon mit heller Stimme, Lisbeth, Lisbeth, ruft und dieser unser Begehren entgegenschreit. Lisbeth, mit kleinem Unterschiede ebenso wie die Köchin gekleidet, hat einen feinern Gliederbau und mildere Züge. Sie fliegt mit leisen Tritten die Treppen hinab, ein blankes Bügeleisen ist noch in ihrer Hand, und bittet uns freundlich hinaufzukommen. Die ziemlich ausgetretene Treppe mit reich geschnitztem grau angestrichenen Geländer, ist nicht mit einem Läufer bedeckt, sie ist weder geölt noch gebohnt, aber blendendweiß geschäuert. Der lange Gang, an dessen rechtem Ende von der Treppe aus, das Wohnzimmer liegt, hat einen ebenso saubern Fußboden wie die Treppe selbst. Die Decke mit vielen Querbalken, und die Wände sind weiß angestrichen. Einige große massive eichene Schränke, auf denen blau und weiße Porzellanvasen prangen, stehen in dem Gange, und mehre ziemlich dunkle Oelbilder hängen zwischen den nach dem Hof hinausgehenden Fenstern, die zwar nur kleine Scheiben haben, aber hell wie das Tageslicht selbst sind. Kein Stäubchen, kein Spinnengewebe, kein Fleckchen stört uns. Lisbeth öffnet die Thür und läßt uns unangemeldet in das Wohnzimmer. Die Sonne fällt ungehindert durch klare Gardinen, und beleuchtet ein Zimmer, das die gleiche wohlthuend behagliche Sauberkeit zeigt. Ein alter Herr entblößt den kahlen Kopf, (die Perücke die über dem Spiegel hängt, setzt er im Hause nicht auf,) und eine ehrwürdige Matrone, die passendste Staffage für diese Umgebung, nimmt die Hornbrille von der Nase und legt sie mit dem Strickstrumpf sorgfältig vor sich hin. Ein schneeweißer Spitz, der nur unter jedem Auge ein schiefes, schwarzes Streifchen hat, kommt uns, etwas knurrend vom Ofen her entgegen, zieht sich aber bald wieder zurück, indeß mit gekrümmtem Bukel eine wohl genährte Katze sich reckend und streckend, langsam heraustreten will, es aber vorzieht in dem gewohnten Winkel zu bleiben. Lisbeth hat uns unaufgefordert Stühle hingesetzt, und während wir uns bei dem alten Herrn unseres Auftrags, den uns ein Verwandter hinsichtlich einer Geldangelegenheit gegeben, entledigten, bleibt uns Muße genug das Zimmer zu betrachten. Die ziemlich große Stube hat keinesweges einen Ueberfluß an Möbeln, nochweniger sind die darin befindlichen im modischen Geschmack. Ein gewiß selten benutztes Sopha scheint durchaus ohne Nothwendigkeit da zu stehen, aber der große breite eingelegte Schrank mit den daraufstehenden chinesischen Vasen, in denen getrocknete Rosenblätter und Lavendel gesammelt und aufbewahrt sind, ist wohl ganz unentbehrlich. Die Fenster gehen nach dem Domplatz hinaus, zwischen beiden hängt ein venetianischer Spiegel, mit Rahm und Aufsatz von Glas. An jedem der beiden Fenster steht ein bequemer Armstuhl, in dem sich die beiden Eheleute Jahr aus, Jahr ein gegenüber sitzen. Ein mit grünem Wachstuch bezogner Tisch, der durch eine Klappe verlängert werden kann, trennt die beiden Alten wie der Atlantische Ocean, Europa von Amerika. Nichts von jenem nutzlosen kostspieligen Nippes, der soviel Anziehungskraft für den Staub hat, ist zu sehen, nur ist einer der vier Wandschränke von denen zwei Glasthüren haben, von oben bis unten mit Porzellanfigürchen angefüllt. Kein Pendule erinnert an die enteilende Zeit, aber die dicke goldene Uhr des Hausherrn und die große Schwarzwälderin, die wir erst beim Herausgehen dem Wohnzimmer der Thür gegenüber auf dem Gange bemerkten, picken vernehmlich; besser gerichtet wie die Carls V. stimmen sie auf die Secunde und halten die Hausordnung aufrecht. In einem wenig zierlichen Gestell, steht die Taschenuhr neben dem alten Herrn auf dem Tisch, während die Frau vom Hause eine Spiegelblanke Schelle zur Seite hat, mit der sie von ihrem Thron herab regiert. Sie hat sie kaum angerührt, als Lisbeth herein kommt; ohne zu fragen, ohne einen Befehl zu erwarten, nimmt diese aus einem der Glasschränke einen kleinen silbernen Teller mit Gläser, eine Karraffe mit Danziger Goldwasser, und ein Körbchen mit Lebkuchen und Makronen, schenkt für jeden der Anwesenden ein und wohl oder übel, müssen wir zulangen. Nach diesem Imbiß macht uns der alte Herr den Vorschlag während der Zeit, daß er die auf unsern Auftrag bezügliche Antwort anfertige, in den Garten zu gehen. Lisbeth bringt uns über den reinlichen Hof, auf dem ein Truthahn mit stolzen Schritten zwischen einer Menge weißer gackernder Hühner und einem alten heisern Haushahn auf und ab spaziert, in den Garten, wo sie Franz den Gärtner beauftragt uns umher zu führen. Es bedarf eigentlich keines Führers, denn der Garten, der treu wie Alles hier im Hause, das innere und äußere Leben der ehrwürdigen Besitzer abspiegelt, läßt nirgendwo, nur eine Labyrinthische Verschlingung ahnen. Die Hauptwege bildet ein Kreuz in dessen Mitte ein uralter, wohl unter der Scheere gehaltener Taxusbaum als Hauptzierde steht; an den Ecken, wo sich die Wege durchschneiden, sind die vier Jahreszeiten auf ziemlich hohen Piedestalen angebracht. Dem Eingang gegenüber ist eine lange Weinwand, seitwärts

davon eine dunkle Laube mit einem steinernen Tisch darin. Auf den mit Palm eingefaßten Rabatten blühen die gewöhnlichsten Gartenblumen, aber alle sind gesund und kräftig; sonst werden nur Gemüse und Suppenkräuter gezogen, und alle sehen frisch und einladend aus. Kein Unkräutchen ist zu finden, keine Schnecke, kein Räubchen hat sich an das Dichte Laub dieser ehrwürdigen Obstbäume gewagt. (Schluß folgt.)

Miszellen.

Aus dem Oberinnthal wird folgender komische Vorfall gemeldet, welcher einen neuen Beleg zur bekannten Lebenszähigkeit des Marders bildet. Vor einiger Zeit ging ein Schütze in Begleitung seines jüngeren Bruders und seines Jagdhundes in den Wald, um aus seiner Bergscheune Laub zu holen. Aus dem Benehmen des Hundes bemerkt der Schütze, daß hier etwas Anrüchiges verborgen sein müsse, er wird aufmerksam, durchstöbert selbst die Laubbüschel und entdeckt endlich einen Steinmarder. Nun wird förmlich Jagd gemacht, lange kommen sie dem Marder nicht zu Leibe, er versteckt sich immer wieder in den Laubbüscheln; endlich will er durch ein Loch hinaus, aber der Hund ist vor dem Loch und fängt den Marder auf, und beutelt ihn tüchtig ab, dann nimmt ihn der sehr robuste, nervige Schütze beim Kopfe und den hintern Füßen und streckt ihn mit voller Kraft, es nützt nichts; dann schlägt er ihm mit einem Instrument den Kopf ganz weich, der Marder lebt noch; endlich nimmt er ein Messer, sticht ihm in den Hals und läßt ihm das Blut laufen; dies Mittel hat geholfen, der Marder giebt kein Lebenszeichen mehr, nnd er wird als todt auf die Seite gelegt, um ihn als Beute mitzunehmen. Mittlerweile kommt ein Nachbar dazu, sieht den Marder daliegen, nimmt ihn auf und betrachtet ihn. Indeß hat der Marder sich wieder erholt, und schlingt sich um den Arm des Menschen, welcher ihn aber schnell losläßt. Flugs springt der Marder durch den Wald abwärts, und würde als erschlagen und abgestochen nochmals entwischt sein, wenn ihn nicht der Hund noch eingeholt hätte. Nun wurde er vollends getödtet. Jetzt lebt er nicht mehr, denn man hat ihm bereits den Balg über den Kopf gezogen.

Ein Krakauer Blatt meldet aus Warschau das Ableben einer dort sehr geachteten Frau, Madame Kullmann, deren Tod auf eine eigenthümliche Weise herbeigeführt wurde. Sie war nämlich am Aschermittwoch des Abends zwischen acht und neun Uhr im Salon des Grafen P. in einer Gesellschaft gewesen. Höchst wahrscheinlich hatte sie, ohne etwas zu merken, mit dem Fuß ein auf dem Fußteppich liegendes Streichhölzchen zertreten und dadurch entzündet. Genug, der Teppich und das Kleid der Madame Kullmann hatten Feuer gefangen, das aber eine längere Zeit unbemerkt fortgeglimmt hatte. Erst als Madame Kullmann aufstand, um einen Brief vorzulesen, schlug plötzlich von unten die helle Flamme empor und umhüllte augenblicklich die unglückliche Frau. Ungeachtet alle Anwesenden sogleich herzu gesprungen und die schnellste Hilfe leisteten, bot der ganze Körper dennoch in der kürzesten Zeit den Anblick einer einzigen Brandwunde dar. Unter den fürchterlichsten Schmerzen zeigte sich der edle Charakter der Unglücklichen auf's glänzendste. Vierzig Stunden hindurch, die sie noch leiden mußte, ehe der Tod sie befreite, ließ sie auch nicht die geringste Klage oder einen einzigen Seufzer hören. Als man ihre Seelenstärke bewunderte, sagte sie mit der größten Ruhe. Zuweilen ist das ganze Leben eine ununterbrochene Kette von Schmerzen und Leiden, so daß man sich daran gewöhnen und jede Klage leicht unterdrücken kann. — Mit bewunderungswürdiger Resignation bereitete sie sich auf den Tod vor und ihre Geistesgegenwart verließ sie nicht bis zum letzten Augenblick. Madame Kullmann war die Halbschwester des Verfassers der „Maria".

Die „W. Presse" brachte vor längerer Zeit eine viel angezweifelte Thatsache, daß ein Mädchen ohne Schaden viele Hunderte von Stecknadeln verschluckt habe. Jetzt liest man im Jahresbericht des Wiener allgemeinen Krankenhauses vom Jahre 1852 Folgendes: Eine gewisse J. B., 22 Jahre alt, Haushälterin, aus Steiermark gebürtig, wurde am 14. September in das Beobachtungszimmer überbracht, nachdem sie in selbstmörderischer Absicht eine große Zahl Stecknadeln verschluckt hatte, von denen bereits 57 abgegangene durch den Polizei-Arzt übergeben wurden. Dieselbe hatte angefangen, am 6. September 1 und $1\frac{1}{6}$ zöllige Stecknadeln in Parthieen zu 10 Stück in rothe Siegel-Oblaten eingehüllt, mit den Köpfen voran, zu verschlucken, bis sie 200 Stück zu sich genommen hatte. Da jedoch die gehoffte tödtliche Wirkung nicht erfolgte und die Nadeln, wenn auch unter Schmerzen, dennoch wieder abgingen, verschluckte sie am 10. September abermals 64, am 13. wieder 46 Nadeln von $2\frac{1}{4}$ Zoll Länge. Mit ärztlicher Hülfe wurden alle diese Nadeln abgetrieben; der Gemüths- und körperliche Zustand der Kranken besserte sich so, daß sie Mitte Oktober als genesen entlassen werden konnte. Die abgegangenen Nadeln, 405 Stück zu 1, $1\frac{1}{6}$, $1\frac{1}{2}$, $2\frac{1}{4}$ Zoll, sind schwarz angelaufen und werden aufbewahrt.

Obstbaumzucht. Ein landwirthschaftliches Journal berichtet über eine für die Obstbaumzucht ziemlich wichtige Entdeckung. Es handelt sich dabei um eine neue und sehr einfache Art, neue Obstbäume zu erzeugen, ohne daß man zum Pfropfen, Oculiren ꝛc. seine Zuflucht zu nehmen braucht. Man nimmt nämlich ein Reis von einem Apfelbaume, Birnbaume ꝛc. und pflanzt es in eine Kartoffel, dann setzt man die Kartoffel mit dem Reis in die Erde, so daß nur 5 bis 6 Centimetres der letztern sichtbar bleiben. Das Reis schlägt schnell Wurzeln, entwickelt sich, treibt und wird endlich ein schöner Baum, der dieselben Früchte trägt, wie der Baum, von dem das Reis genommen worden war. Dieses Verfahren verdient jetzt im Frühjahr sicher eine vielseitige Prüfung.

Was man nicht Alles erfindet! Berliner Blätter enthalten folgende Anzeige: Bereits im vorigen Jahre waren wir, um die unangenehme Verwechselung von Hüten zu vermeiden, entschlossen, jeden bei uns gekauften Hut mit einem Daguerreotyp-Portrait zu versehen. Schwierigkeiten, die sich dem Bau eines Ateliers entgegen stellten, hinderten bis jetzt die Ausführung. Da diese aber nunmehr beseitigt und wir mit einem zweckentsprechenden Attelier versehen sind, so bieten wir von heute ab unsern geehrten Kunden bei jedem von uns gekauften Hute ein schönes Lichtbild, entweder des eigenen oder einer andern Person, gratis an, ohne irgend eine Erhöhung der bekannten festen Preise unseres Fabrikats, wie folgt:

N. X.	1	2	3
$4\frac{1}{2}$ Thlr.	4 Thlr.	3 Thlr.	$2\frac{1}{2}$ Thlr.

Wie sich unser Fabrikat bewährt, ist dem geehrten Publikum seit vielen Jahren bekannt, und können wir uns daher jeder Anpreisung enthalten.

Gebr. Freystadt, Königsstr. 1.

Am 21. März war der Jahrestag der am 21. März 1768 erfolgten ersten Aufführung der „Minna von Barnhelm" auf dem Döbbelin'schen Theater in Berlin. Dieses Meisterstück deutscher Dramendichtung, das gleich bei seinem ersten Erscheinen solchen Beifall fand, daß es in 22 Tagen 19mal gegeben wurde, steht jetzt 86 Jahre in unverwüstlichem Glanze auf den Repertoires der deutschen Bühne.

Redakteur: L. Stahl in Düsseldorf. — Druck und Verlag der Stahl'schen Buchdruckerei Grabenstraße D. Nr. 947.